II. Jahrgang. Budapest, 28. Januar 1888. Nr. 44.

Pikante und heitere Blätter.

Erscheinen wöchentlich einmal.
Bestellungen
werden in allen Buchhandlungen angenommen.

Jeder Jahrgang ist auch
in 17 Heften à 90 Pf.
zu beziehen.

Pränumerationspreis für **Deutschland**:
auf 1/4 Jahr **4** Mark **50** Pf. — 1/2 Jahr
8 Mark. — 1 Jahr **14** Mark.

— Abgemacht, Herr Graf; „wir" nehmen die 300 Mark monatlich an. Aber vielleicht könnte meine Tochter bei Tage weiter Modell stehen?

— Wozu denn?

— Nun — als Nebenbeschäftigung.

Johannistrieb.

Von P. M.

Sie war ein hübsches Kind. Heiter lachten zwei strahlende Augen über dem kecken Näschen in die Welt; rosig schimmerten ihre Grübchenwangen, schwellend blühten die Lippen des feingeschnittenen Mundes und — so manches Andere noch an der verführerisch schlanken Gestalt, auf das man nicht minder gern, wie auf die Lippen, tausend glühende Küsse zu pressen liebt. Gar oft blickten die ehrsamen Bürgerssöhne des Landstädtchens, das diese Holde in seinen Mauern zu bergen die unbegreifliche Ehre hatte, ihr seufzend und (wie sich das für eine kleine Stadt ohne Garnison schickt) erröthend nach, wenn sie mit lächelndem Gruß unbefangen vorübergeschritten war, sich auf dem holprigen Pflaster verlockend in den Hüften wiegend. Die süße Unschuld! Sie ahnte nichts von all dem Unheil, das ihr natürlicher Liebreiz in diesen biederen Krämerseelen anrichtete; in ihrer siebzehnjährigen, unangetasteten Reinheit lebte sie harmlos wie ein Kind, der Gefährlichkeit ihrer Erscheinung ganz und gar nicht bewußt. Ihre Eltern bewohnten fast am Ende des langweiligen Fleckens ein einstöckiges, altmodisches Häuschen, das von einem dichtbestandenen, schattigen Garten umgeben und bis zum First mit altem, starkästigem Wein umrankt — von Natur schon zur stillen Klause bestimmt schien.

Gegenüber stand ein etwas moderneres Landhaus, vor dem eben eine Postkutsche Halt gemacht hatte; mit Leichtigkeit entsprang derselben ein stattlicher junger Mann, dem man auf hundert Schritte den Lieutenant in Civil anmerken konnte. Mit brillant gespielter Freude des Wiedersehens begrüßte er lebhaft einen älteren, graubärtigen Herrn, der mit philiströser Steifheit ihm aus dem Hause entgegengetreten war.

„Servus, liebster Oheim! Da bin ich endlich!"

„„Schon gut; weiß schon. Komm und leg' ab.""

„Brummbär!" dachte der Neffe; sagte aber nichts, denn er hatte eben eine Urlaubsreise hierher unternommen, um die schon mehrfach bewährte Hilfe des grämlichen Oheims zur Besänftigung einiger recht bissig hinter ihm her brummenden Bären in Anspruch zu nehmen. Es war zwar ein sauerer Apfel, in den der lustige Guido von Thünen beißen mußte; wer aber hielte nicht gern mit Todesverachtung einige Tage im armseligsten Neste bei dem verdrießlichsten Hagestolz aus, wenn derselbe ein Erbonkel ist?

*

Den ersten Abend seines selbstgewählten Martyriums hatte Thünen glücklich überstanden; das heißt: es war neun Uhr und er fühlte nach einer mehrstündigen Schafkopf-Partie, die unter anstrengenden Gähnübungen verlaufen war, das Bedürfniß, seinen ermüdeten Leib in's Bett zu werfen.

„Sapristi!" brummte er; „was beginnt man nun in dieser jammervollen Wüstenei? Kein Theater im Ort, keine Kneipe nach unserem Gout, kein Mädel, das man lieben könnte, ohne es heirathen zu müssen!

Sein Schlafzimmer lag im zweiten Geschoß. Es war nicht eben pompös eingerichtet; denn die Gewohnheit, für seine häusliche Bequemlichkeit Geld auszugeben, hatte der Oheim wie so mancher Hagestolz fallen lassen, nachdem er sich die Hörner abgelaufen. Gleichviel; man konnte jedenfalls — es war Mitte Juni — aus dem Fenster noch ein wenig die Umgebung rekognosciren und frische Luft kneipen; und diesem ungewohnten Genuß gab sich denn der unglückselige Lieutenant faute de mieux eifrig hin, ohne erst sein Zimmer zu erleuchten. Philosophische Betrachtungen über die Bestimmung des Menschen, zumal über die seinige an diesem trostlosen Orte, zogen ihm mit beängstigender Lebhaftigkeit durch den Kopf, nicht zum wenigsten veranlaßt durch das melodische Queilen der im Mondenscheine ungenirt vor seinen Augen kosenden Katzenjünglinge und dito Jungfrauen.

Da plötzlich . . . .

Ging dort drüben im dunklen Dachkämmerchen ein zweiter Mond auf? Parbleu! Ein heller Lichtstreif fiel aus dem geöffneten Fenster und ließ den frappirt aufblickenden Guido eine weibliche Gestalt im jenseitigen Zimmer entdecken. Discret zog er sich in den Hintergrund seines Gemaches zurück; doch verlor er sein Vis-à-vis nicht für eine Sekunde aus den Augen, während seine Hand auf dem Nachttischchen das Opernglas suchte, das er mit auf die Reise genommen. Ein Ereigniß in Sicht, und anscheinend kein uninteressantes! Denn die weibliche Gestalt näherte sich dem Fenster und präsentirte sich als ein bildhübsches, appetitliches junges Mädchen, das augenscheinlich auf dem Punkte stand, seine Nacht-Toilette zu beginnen. Urplötzlich spürte der Lieutenant wieder das Blut mit gewohnter Lebendigkeit durch die Adern rollen. Wahrhaftig: nichts ahnend von dem sachverständigen Beobachter da drüben bemühte die Kleine sich, die Knöpfe ihres Busenstreifs zu lösen. Endlich war es ihr gelungen; hoch athmete sie auf, ehe sie begann, ihren herrlichen Leib auch der übrigen Fesseln zu entledigen. Sorgsam legte sie das Leibchen und den einfachen Rock neben ihr jungfräuliches Lager. Dann löschte sie das Licht, das ihr bisher geleuchtet hatte, aus, trat zum Fenster und lehnte sich über die Brüstung, um noch einige Augenblicke die weiche Nachtluft sich um das Köpfchen wehen zu lassen. Der Mond schien gerade in ihr Kämmerchen und ließ seine Strahlen auf den rosigen Hügeln spielen, die verführerisch aus dem Hemdchen der keuschen Jungfrau hervorschimmerten. Sie hatten sich just etwas fürwitzig über den Ausschnitt herübergedrängt, den ein übermüthiger Lufthauch geöffnet hatte. Warum hätten sie denn übrigens die weiche, wonneathmende Nachtluft nicht kosten sollen? Das fragte sich auch der discrete junge Mann, der vergnügt hinter seinem Glase schmunzelte.

Corpo di Bacco! Die üppige Teresina von der Vorstadtbühne in Wien hatte den hübschen Neffen des reichen Oheims oft genug ihre klassischen Formen ohne neidische Verhüllung aus ziemlicher Nähe beaugenscheinigen lassen. Aber eine jungfräuliche Venus sich harmlos langsam — o wie raffinirt langsam! — entkleiden zu sehen und ihr nicht hilfreich beistehen zu dürfen, das war selbst unserem erfahrenen Jünger des Mars und der Aphrodite trotz aller kostspieligen Bracelet-Opfer noch nicht begegnet. Er begann zu begreifen, daß er auch an diesem mißachteten Orte ganz genußreiche Abende, vielleicht auch Nächte, würde erleben können, und ging ernstlich mit dem Gedanken schwanger, wie er wohl seinen Urlaub am bequemsten verlängern könnte. In der That!

Endlich erhob sich die „reine Thörin" aus dem Fenster und ging im Mondenscheine ihr Werk vollenden. Nachdem sie sich auch der einfach-züchtigen Höschen entledigt hatte, (Teresina trug nur kostbar pointirte, wie Guido sich eben erinnerte), setzte sie sich behaglich auf einen Stuhl und entfernte, die zartgewölbten Kniee übereinandergeschlagen, die Strümpfe, unter denen sich eine so reizende Wade enthüllte, daß dem aufmerksamen Beobachter das Wasser im Munde zusammenlief und er sich endlich auf einen Sessel setzte. Dann fing sie an ihr Haar zu lösen. Wie graziös der entblößte Arm über den Kopf sich legte, so daß auch die Anmuth der Schulter halb sichtbar wurde, wie verführerisch die Perlenzähne durch den halb geöffneten Mund blitzten, wie schwellend die im bläulich-silbernen

Mondlicht selbst durch das verhüllende Linnen wie Elfenbein schimmernden Glieder auf den Stuhl hingegossen waren — bei allen Teufeln, das nur sehen zu müssen, das war mehr, als Thünen ertragen konnte; das ging überhaupt über die menschliche Kraft! Er biß sich auf den schneidigen Schnurbart, an dem schon unzählige Mädchenherzen sich gespießt hatten, er hob die Hand vor die Augen und preßte sie wieder auf die ungestüm keuchende Brust; aber was half ihm dies Alles? Er mußte, mußte sehen, wie sie nun gemächlich zu ihrem weißen Bettchen trat, rücklings den junonischen Leib in die schweren Kissen gleiten ließ und dann mit wohligem Behagen die Decke über ihre keuschen Glieder breitete, ganz wie ein Kind, dem das bloße Schlafen noch ein Genuß ist.

Damit war es vorbei.

Guido aber fand in dieser Nacht am bloßen Schlaf noch weniger Genuß, als es sonst der Fall war, schon aus dem Grunde, weil Morpheus ihn gänzlich im Stiche ließ. Immer und immer von Neuem schmiedete er in seiner erhitzten Phantasie Pläne, wie er sich am leichtesten in den Besitz aller der reizvollen Schätze setzen könnte, die ein unbefangenes Gemüth ihm soeben ahnungslos präsentirt hatte. Schon hatte er den Gedanken gefaßt, sich auf dem Wege durch das offengebliebene Fenster mit heimlicher Gewalt der holden Schläferin zu bemächtigen; aber es fiel ihm rechtzeitig ein, daß das unausbleibliche überraschte Schreien der Jungfrau ihm den Spaß verderben und den Rückzug abschneiden würde.

Diese ungewohnte Gedankenarbeit hatte zur Folge, daß Thünen am Morgen nach kurzem, unruhigem Schlaf, der ihn leider das Lever des schönen Vis-à-vis hatte versäumen lassen, übernächtiger und angegriffener aussah, als es jemals nach dem amüsantesten Besuche bei Teresina vorkam.

In den nächsten Tagen suchte unser Don Juan Thünen mit allen Künsten des routinirten Lebemannes sich an sein edles Wild heranzupürschen. Umsonst; das unschuldige Mädchen legte nicht das geringste Verständniß für seine immer kühner werdenden Annäherungsversuche an den Tag. Sein einziger Erfolg war, daß sie schon vom nächsten Abend ab die Fensterläden schloß, ehe sie sich der interessanten Beschäftigung hingab, der er ach, nur einmal angewohnt hatte.

*

So kam die Johannisnacht heran, die auf dem Lande in eigenartiger Weise gefeiert zu werden pflegt. Hier war es üblich, daß die jungen Mädchen um Mitternacht, nur mit dem leichten Nachtgewand bedeckt, sich zum nahen Bach oder Quell begaben, um unter mancherlei Hokuspokus dreimal rückwärts gewendet in ein Becken Wasser zu schöpfen. Diesem sollte dann die wunderbare Kraft innewohnen, daß es im einsamen Kämmerlein nach etlichen Zauberformeln der liebedürstenden Jungfrau im Spiegelbilde den zum künftigen Gemahl Bestimmten zeigte. Eine interessante Sitte fürwahr, die auch in den großen Städten befolgt zu werden verdiente. Pflegt sie doch auch den Burschen auf dem Lande nicht minder ergötzlich zu sein, als den neugierigen Mädchen; denn hinter den Büschen am Ufer lauschend benützen jene die willkommene Gelegenheit, sich ungesehen an den frischen Reizen ihrer Liebsten zu berauschen und ihnen dann im trauten Gemach — ohne Hexerei und Zauberwasser — noch mehr, als das reizlose Spiegelbild des Zukünftigen zu enthüllen. Ländlich, sittlich! Von einem derartigen Abschluß der nächtlichen Feier pflegten die dergestalt Begünstigten natürlich auch ihren besten Freundinen nichts zu erzählen, und so kam es, daß Guido's Vis-à-vis in aller Unschuld und thatsächlich unbeobachtet an einem Quell hinter ihrem Häuschen den Gebrauch des Wasserschöpfens auszuüben pflegte. Das Fenster hatte sie in dieser Nacht geöffnet lassen müssen, um den bei der Ceremonie unumgänglich erforderlichen Vollmondstrahlen ungehinderten Eingang zu gewähren. Darauf hatte Guido, dem die im Städtchen übliche Sitte bekannt war, gerechnet, um in dieser Nacht endlich coûte qu' il coûte einen ernsten Sturmangriff zu wagen; es war auch die höchste Zeit, denn am nächsten Abend ging sein Urlaub zu Ende. Wieder verfolgte er, nachdem er sich während des ganzen Tages vor dem Mädchen nicht hatte blicken lassen, um es sicherer zu machen, den aufregenden Verwandlungsprozeß, durch welchen aus der schon an und für sich verlockenden Puppe der begehrenswertheste Schmetterling sich herausschälte. Die lange Fastenzeit, die er hatte erdulden müssen, schärfte seine erregten Sinne, so daß nicht der geringste Reiz des unbefangen sich dehnenden und streckenden Mädchenleibes seinem fascinirenden Auge entging.

Nur mit dem keuschen Hemde bekleidet huschte das süße Kind aus der Kemenate, um sich das erforderliche, zauberkräftige Wasser aus dem mondbeschienenen Quell im Garten zu verschaffen. Diesen langersehnten Augenblick benutzte Thünen, um sich auf einer bereit gehaltenen Gartenleiter aus seinem Fenster zu schwingen und mit Hilfe des starken Weinspaliers in das Nest des holden Turteltäubchens einzuschleichen.

Da stand er nun auf dem Schlachtfelde und blickte sich als geschulter Militär sogleich nach einer Deckung um. Wie günstig! An der einen Seitenwand befand sich ein Garderobenspind, mit einer schweren Gardine verhängt; ihm gegenüber hing, an der anderen Wand, ein hoher Spiegel, vor dem die zauberhafte Ceremonie anscheinend vor sich gehen sollte; vor demselben brannten zwei Kerzen, zwischen denen ein einfacher Kranz von Feldblumen lag. Erregt postirte sich der entschlossene Thünen hinter die Gardine, und fast im gleichen Augenblicke trat die Jungfrau wieder in das Zimmer ein. Reizender als je erschien sie ihm jetzt, zumal aus dem Becken in ihrer Hand etwas Wasser auf ihr weißes Linnengewand übergeflossen war und sich dieses nun plastisch an ihre Hüften schmiegte. Aber er mußte sich beherrschen, wie der Jäger auf dem Anstand, wenn er nicht Alles verderben wollte. Mit zitternder Hand legte sie nun den Kranz um das Becken und verrichtete mit rührender Sorgfalt tausend andere Dinge, die ihr Vorhaben zu erfordern schien; Thünen fieberte in seiner Liebesraserei und trat, da er vor Ungeduld kaum mehr seinen Posten halten konnte, mit dem linken Fuße in eine Hutschachtel.

Doch jetzt wurde sein Ausharren belohnt; das Mädchen kniete vor dem Becken nieder, die Augen fest auf das wunderthätige Wasser gerichtet, und murmelte einige geheimnißvolle Worte. Guido sah seine Zeit gekommen; still wie ein Geist theilte er seinen Vorhang und pürschte sich an die ganz ihrer Beschäftigung Hingegebene heran. Endlich stand er hinter ihr, mit lechzendem Blick aus der Vogelperspektive ihren rosigen, wogenden Busen und was seinem Auge tiefer hinab noch erreichbar war, bewundernd. Da schlug sie den Blick voll zum Spiegel auf und sank — natürlich! — mit einem leisen „ach!", das gar lieblich, entzückt und verschämt zugleich klang, in Guido's Arme. Ehe sie noch ihrem anfänglichen Entsetzen über die unerwartete „Fleischwerdung" der Erscheinung im Spiegel lauten Ausdruck geben konnte, schloß der siegreiche Thünen ihre üppigen Lippen mit dem unverbrüchlichen Siegel unzähliger, die heißeste Liebesgluth athmender Küsse. Ihre wonnigen, warmen Glieder eng an sich pressend, trug er die Süße zu ihrem noch jungfräulichen Lager.

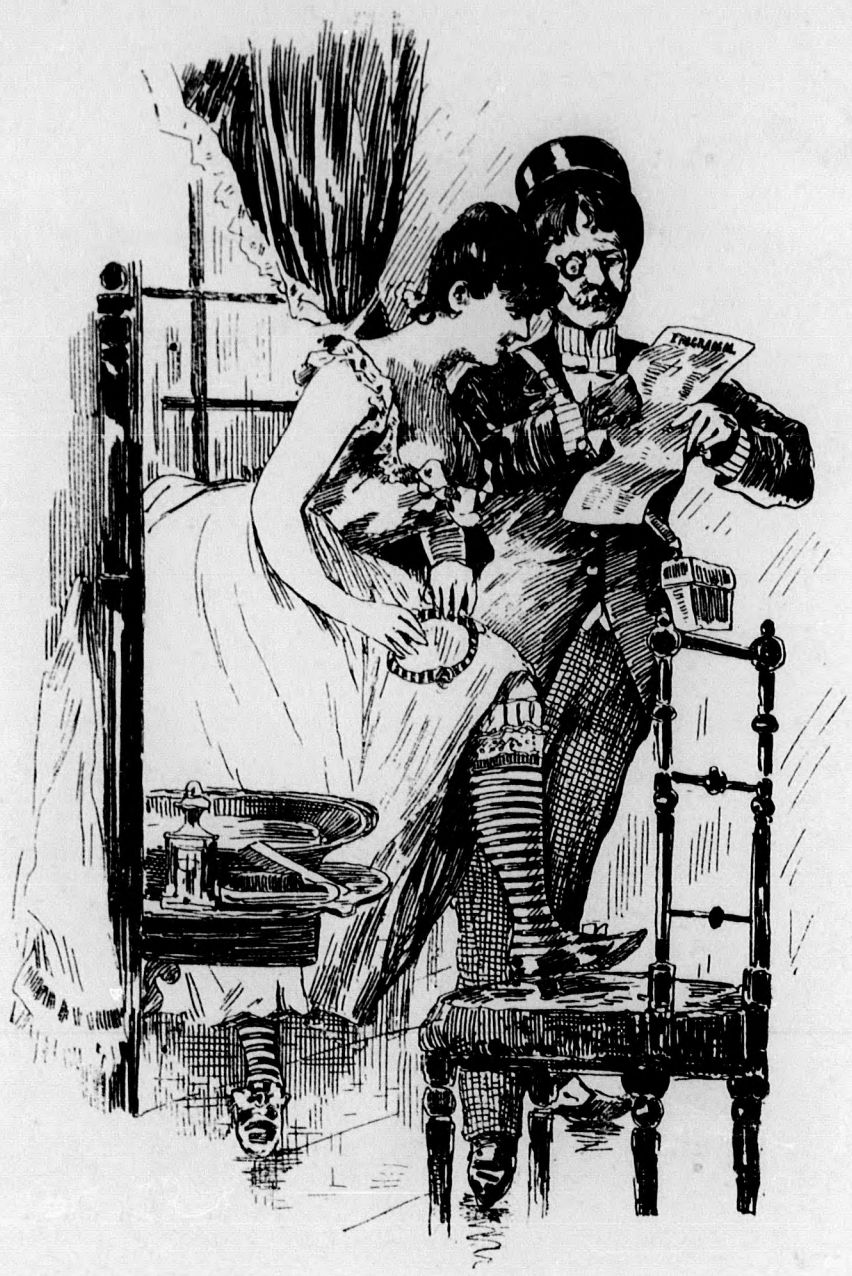
*

Wenige Monate nach Thünens Abreise verwunderte sich das ganze Städtchen über das bleiche Gesichtchen, die häufig rothgeweinten Aeuglein, das gedrückte Wesen der tugendsamsten Jungfrau im Orte; und abermals wenige Monate später tuschelten sich ihre wenigen Gespielinen mit bedeutsamer Schadenfreude zu: „Hochmuth kommt vor dem Fall." Sie hatten wieder einmal Recht; denn es zeigte sich nunmehr offenbarlich, daß gerade für die züchtigste Maid der Geisterspuk der Johannisnacht gar unerfreuliche Folgen gehabt hatte.

Aus den Garderobelogen.

— Wann wirst Du endlich mit mir soupiren wollen, Elschen?

— Quäle mich nicht weiter, alter Manichäer, sonst lasse ich meinen eisernen Vorhang herab.



— Du spielst morgen die „schöne Helena"? Ich verbiete Dir zu viel zu zeigen!

— Närrchen, es kommen ja nur „Bekannte" in's Theater . . .

Gedanken über Liebe und Frauen.

Der gute Ruf einer Frau gleicht einem Spinnengewebe; — ein kleiner Riß, und er ist für immer zerstört.

*

Hätten die Weiber nicht mit dem Stolze der Männer zu kämpfen, so wären sie das starke Geschlecht.

*

Hat ein Weib einen Mann voll und ganz gewonnen, so ist ihr erstes Bestreben, ihm ihren Willen aufzudrücken.

*

Ein Weib, das seinen Mann hintergeht, wird immer versuchen, ihm die Schuld hieran in die Schuhe zu schieben.

*

Mit vielen Frauen ist's wie mit einem Gedicht: man sieht mehr auf die äußere Form, als auf den inneren Werth.

*

Das Boudoir ist das „Allerheiligste" der Frau.

*

Liebende finden immer einen großen Reiz darin, Apostel der Liebe abzugeben.

*

Es gibt Frauen, deren Liebe mehr zu fürchten ist, als ihr Haß.

G. W—r.

Spinnstuben-Geschichten.

Von **Sidonie.**

III. Am Heimweg.

Wie sie es schon an jenem Abend, an welchem der Jörg zur Waberl-Mahm gekommen war, heimlich bei sich beschlossen hatte, so führte es die Vronerl auch aus. Sie hatte so lange damit zu thun, ihre Näherei zusammenzupacken und ihr Tuch umzunehmen, daß sie und ihr Liebster wirklich die Letzten waren, welche den G'stettenbauern-Hof verließen.

„Selb' ist doch schön, daß wir jetzt alli Samstag beisamm' sein können!" sagte sie, während Franz zärtlich seinen Arm um sie schlang und sie auf einen Seitenweg geleitete.

„Ja, alli Samstag auf d' Nacht seg'n mir uns jetzt sicher; aber desweg'n wirst mir's ja a net wehr'n, zum Melk'n z'kumma, wanns D' fein allani bist; — und gehst in's Holz, bin i a dabei, denn, woaßt Dirndl, nirgends buß' i Di lieber, als wann i Di ganz allani draußt wo hab. Moan allweil, da g'hörst mehr mein, als in an Stub'nwink'l."

Der Bursche bewies sofort durch einige ausgiebige Küsse, daß er's mit dieser Ansicht ehrlich meine; allein das Mädel wußte, daß er auch unter Dach und Fach feuerig und zärtlich zu sein verstand, darum sagte sie lachend:

„I moan wieder, daß D' mi überall gern hast. „Bist d'raust mit mir, da wird Dir halt 's Herz weiter."

„Und Dir?“ unterbrach er sie und schaute sie heiß an. Sie wurde verwirrt, wie immer, unter diesen Blicken, die so wohl thaten und die sie so aufregten.

„Mir, ja woaßt — mir wird All's z' eng!“ entgegnete sie und schmiegte sich an ihn.

„Na, nacher is schon recht; so muaß sein zwisch'n zwoa Liabsleut!“

Eine Bank stand am Waldessaume; unter den dichtbeschneiten Bäumen sah sie schwarz her. Wie ein verliebtes Vogelpaar in sein Nest huscht, so schlüpften Franz und sein Schatz zu dem halbverborgenen Plätzchen. Nicht lang noch herzten sie sich, da tönte ein Spottgesang, der nur sie angehen konnte, zu ihnen herauf:

In Eis und in Schnee
Sie'ch i zwoa, de si' liab'n
Auf'n Bankl, unter oaner
Ganz ang'schneibt'n Zierb'n.*)

Und wer muaß denn dös sein?
Und wem macht dös an G'spoaß?
Meiner six 's, heut is ja net
Gar a so hoaß!

Ein stämmiger Bursche von etwas verlottertem Aussehen stand unten am Waldweg und schaute hinauf. Es war so schneelicht, daß man ihn ganz gut sehen konnte. Er wußte wohl nur, daß da oben ein Pärchen war, weil er es im Dunkel an sich vorbeihuschen gesehen hatte.

„Sakra, des is der Spatz'n-Seppl!“ flüsterte Franz ärgerlich seiner Geliebten zu. „Der darf Di net seg'n, denn sein Gosch'n gäbert koan Ruah, bis net 's ganzi Dorf wüßt, daß i und Du da herobn war'n.“

„O mein, Franzl — daß uns aber a g'rad der Lotter derwisch'n muaß! Woaßt ja, er hat mi gern g'habt und vergunnt mi koan andern.“

„Begreif's“ erwiderte ihr Schatz und preßte sie an sich; „i gäbert Di a koan Andern. Aber i mag a net, daß Daner waß, daß mir zwoa da g'west san.“

„Was fürchst denn Du Di? Bist ja koan Dirndl!“

„Fürcht'n? Da kennst mi net. Aber, sicht der Seppl mi, nacher woaß er a, wer's Dirndl is, das i g'herzt hab'.“

Die Broni begriff. Noch immer stand der Spatz'n-Seppl unten; er belagerte völlig das Liebespaar und schien nicht gewillt, diese Belagerung bald aufzugeben.

Und wieder begann er zu singen:

„Was seid's denn so stad?**)
Geht's, rührt's Euch a weng;
'S kost' mi zwoa Griff' nur,
Daß i Euch derg'leng.***)
D'rum thuat's net so hamlich,
D' Liab is ja koan Sünd',
Was wär's für a Paarl,
Das 's Liab'n net verstünd'?“

Auch diese Anfrage blieb eine Weile unerwidert. Der Spatz'n-Seppl hörte nur von oben ein leises Geräusch und wollte schon nach der Bank eilen, da kam ihm die verlangte Antwort zu. Eine gewaltsam in die Höhe geschraubte Männerstimme sang:

„Was fragst denn, Du Racker?
Was geht's Di denn an?
Wem i' da gern hab
Und was mir hab'n 'than?
Geh' glei' Deini Weg',
Laß d' Liabsleut' in Ruah;
Kannst allzwoa uns gern hab'n,
Du dalkerter Bua.“

„Woaß net, ob i Euch gern hab'n kann, muaß Euch erscht a wengl anschau'n!“ rief der Seppl zurück und wollte die paar Schritte hinaufthun, die ihn von dem Liebespaar trennten.

Da kam eine Ladung Schnee herunter, die ihm auf eine Zeit den Athem raubte und ihr folgte wieder und wieder eine und dazwischen flogen ihm harte Schneeballen ins Gesicht, daß ihm Hören und Sehen verging. Er konnte nichts dawider thun; die zwei Leutchen oben waren noch reichlich mit Vertheidigungsmaterial versehen und der abschüssige Boden unter seinen Füßen so glitschig, daß er entweder aufs Hinaufkommen oder auf die Vertheidigung verzichten mußte. Er verzichtete lachend auf Beides.

Hinter ihm stand plötzlich ein Mann und sagte: „Hast a Paar derwischt? Wirst do koan Ruach sein und ihner d' Freud' verderb'n woll'n?“

„Grüaß Gott, Voda! Na, weils ös so schön bitt's, laß is aus, dö verliabt'n Täuberln. Muaß eahna ja gar viel d'ran lieg'n, daß mir's net siacht; sunst wärn's eh auskroch'n aus'n Schlag. Hab's g'razt (gereizt) g'nua.“

Lustig und gutmüthig stapfte der Spatzen-Seppl neben seinem Vater her, der seinem armseligen Häuschen zuging. Dieser Vater aber war der uns wohlbekannte Schmitt'n-Jörg. Seine Mutter hatte der Seppl nie gekannt. Er war als Findelkind ins Dorf gekommen und zum Erstaunen der Bauern bekannte sich der Jörg als den Vater des Kindes, sorgte auch für den Buben und nahm ihn endlich ganz zu sich. Die Leute riethen wohl auf ein oder das andere Dirndl, das damals auswärts im Dienst gewesen, aber sie fanden darum doch nicht des Seppl's Mutter heraus. Der Pfarrer aber und das Kirchenbuch schwiegen.

*

Als das Liebespaar seinen Verfolger mit dem Jörg verschwinden sah, athmete es auf. Es war einen unerträglichen Spötter los geworden. Wenige Minuten später huschte die Broni über die Straße — dem Häuschen der Mahm zu. Dort aber harrte ihrer ein neuer Schreck. Das Hofthor war vom Winde zugeschlagen worden und kein Rütteln konnte es öffnen.

Franz, der ihr von weitem gefolgt war, sah, daß sie nicht in den Hof gelangen konnte und eilte herbei, um ihr zu helfen.

„Bleibt Dir nix über, als daß D' umikraxelst (hinüberkletterst); drüb'n is der Misthauf'n, da kummst leicht am Bod'n und herüb'n helf' i Dir schon außi z' kumma.“

Und so geschah es. Er half ihr, ein bischen langwierig, ein bischen ungeschickt, — denn sie mußte viel schelten, wenn sie auch nicht böse auf ihn war, was wir aus ihrem Lachen schließen dürfen.

Nun steht sie richtig auf dem Misthaufen.

„Na — willst d' ganzi Nacht da d'rob'n bleib'n?“ frägt sie ihr Liebster und sie sagt darauf:

„Franzl, er is mir z' hoch und über und über g'for'n is er a — i kann allani net abi!“

Einige Augenblicke später steht Franz im Hofe und hilft seinem Schatz herunter.

„So — i dank Dir und — jetzt geh!“

„Fallt mir net ein, Bronerl; iazt is mir viel z'hoaß, kunnt mi gar leicht verkühl'n in dera kalt'n Nacht, wann i no den weit'n Weg ham machert.

Er faßt sie um den Leib und drückt sie an sich, dabei schaut er sie wieder so eigen an, so eigen — daß die Bronerl ihre Arme um seine Schultern legen muß und nichts reden und nichts wehren kann. Leise drücken sie sich am Hause hin, unter den winzigen Fenstern der Knechtsstube vorbei, und schleichen in den Flur. Sachte drückt das Mädchen die Thür zu ihrem Stübchen auf und schlüpft hinein. Den Liebsten hält sie immer fest bei der Hand und jetzt bleiben sie aufhorchend stehen. Nichts im Hause regt sich, — nichts als die Herzen und die Sinne der beiden Liebesleute.

„Gehst aber glei wieder!“ bittet Bronerl, der jetzt erst ganz klar wird, was sie gethan.

„Glei? Glei Dirndl, bald i Di erscht recht gern g'habt hab und bald i siech — daß D' fein liab zu mir bist . . . .

*) Zirbelkiefer. **) still. ***) erreiche.

Im Fürstenschlosse.

Sie wohnt im Fürstenschlosse
Und lädt mich liebend ein,
Und gibt mir süßen Kuchen
Und süßern Kuß und Wein.
Sie wohnt im Fürstenschlosse,
Doch ihr Gemach ist trist;
Sie wohnt im Fürstenschlosse,
Wo sie Kammerjungfer ist.

Idnum.

Vermischtein.

Von **Armand Silvestre.**

Es gab in Moskau einen Mann, über welche die Bevölkerung der ganzen Stadt sich lustig machte. Der Leser wird mir vielleicht entgegenhalten, daß dies nicht sehr edelmüthig war; allein er wird dem Moskauer Publikum diese Laune verzeihen, wann ich ihm sage, daß Herr Vermischtein — so hieß unser Held — ungeheuer reich war und daß es allgemein bekannt war, daß er diesen Reichthum einem schwunghaft und erfolgreich betriebenen Wucher zu verdanken hatte. Zu seinen natürlichen Feinden gehörten alle jene Familiensöhne, denen er jemals seinen wohlwollenden Beistand geliehen. Der unerbittlichste von allen war jedoch ein Marine-Offizier, Kapitän Prowski, dem er sehr rasch dazu verholfen hatte, ein ansehnliches Vermögen zu verzehren. Dieser Prowski war bekannt durch seine grausamen Späße, bei welchen er einen unerschütterlichen, kühlen Ernst zu bewahren wußte. Herrn Vermischtein begegnete er stets mit ausgesuchter Höflichkeit; allein der Wucherer ließ sich dadurch nicht täuschen; er zitterte vor den Freundlichkeiten Prowskis mehr, als vor den geräuschvollsten Scherzen, deren Gegenstand er an öffentlichen Orten so häufig war.

Eines Tages ging Herr Vermischtein, in kostbares Pelzwerk gehüllt, durch die Strassen. Sein Hut saß ihm keck auf dem linken Ohre; denn Herr Vermischtein war fest entschlossen, sich nicht länger die bösen Scherze aller Welt gefallen zu lassen, vielmehr den Spaßvögeln die Zähne zu zeigen, die übrigens recht lang und gelb waren. Plötzlich tauchte der Kapitän Prowski vor ihn auf. Der Wucherer wich mißtrauisch einige Schritte zurück; allein der Kapitän schaute ihn mit einem gutmüthigen Lächeln an und fragte in freundlichem Tone:

— Wie spät haben Sie denn auf Ihrer Uhr, mein lieber Herr Vermischtein?

— Zwei Uhr, mein lieber Herr Prowski, erwiderte kühl der Wucherer, nachdem er auf seine prachtvolle, mit Brillanten besetzte, goldene Taschenuhr geblickt hatte.

— Wohl denn, mein lieber Herr Vermischtein: um 6 Uhr wird es mir ein Vergnügen sein, Ihnen — mein Hintertheil zum Kusse darzubieten.

Sprach's und eilte davon.

Völlig verduzt durch diese unerwartete Grobheit drehte sich Herr Vermischtein dreimal auf seinem Platze wie ein Hase, dem man eine Kugel in den Hintern gesendet hat. Dann aber setzte er sich in Schwung und rannte so schnell, als sein Pelz es ihm gestattete, dem frechen Kapitän nach, fest entschlossen, für diesen Schimpf Rechenschaft von ihm zu fordern.

An der Ecke einer Strasse rannte er seinen Schneider Zukin an.

— Wohin, zum Kukuk, rennen Sie denn so, mein lieber Herr Vermischtein? fragte der Kleiderkünstler.

Der Wucherer erzählte seinen Schneider im Tone höchster Entrüstung den unverschämten Antrag, welchen der Kapitän Prowski ihm soeben gestellt hatte.

Der Schneider Zuckin aber war ein vernünftiger Mann und suchte den aufgeregten Prozentenkönig zu beschwichtigen.

— Um sechs Uhr hat der Kapitän gesagt? fragte Herr Zukin.

— Ja, um sechs Uhr.

Da zog der Schneider seine Uhr und sprach, indem er mit der andern Hand den Wucherer an einem Zipfel seines Pelzrockes festhielt:

— Ei, mein lieber Herr Vermischtein: da müssen Sie doch nicht so laufen; Sie haben noch volle drei Stunden Zeit.

BONBONNIÈRE.

Ein triftiges Bedenken.

Jakob Nathansohn soll nach dem Wunsche seines Vaters ein reiches, aber sehr häßliches Mädchen heimführen. Der Vater wendet alle Künste seiner Beredtsamkeit auf, um den Widerwillen seines Sohnes gegen die mit Reizen stiefmütterlich bedachte Hebronsrose zu besiegen.

— Was willst Du, mein Suhn, sie hat viel Geld; scheen ist sie nicht; aber Du weißt doch — bei Nacht sind alle Kühe grau.

— Bei Nacht . . . bei Nacht . . . Was thu' ich aber am Schabbes Nachmittag?

*

Zarter Wink.

Herr: Guten Tag, Fräulein Laura! Ist der Herr Papa zu Hause? Ich habe ihm eine wichtige Mittheilung zu machen.

Fräulein Laura: Bedaure — Papa ist vor einer Viertelstunde ausgegangen. Aber — möchten Sie nicht mit meiner Mutter sprechen?

*

Kindermund.

Der kleine Oskar: Sonderbar — da steht in der Bibel, Jesus Christus habe sein Kreuz getragen, und er war doch gar nicht verheirathet!

*

Unsere Dienstboten.

— Es gefällt mir ganz und gar nicht, Anna, daß Dein Liebhaber ein Soldat ist!

— Madame, so reden Sie nur, weil Sie einen Civilisten zum Manne haben!

*

An der Table d'hôte.

Ein Herr zu seinem Tischnachbar:

— Wer ist denn die häßliche Dicke da drüben?

— Das ist meine Frau.

— Ah, wirklich? Sie sollten sich von ihr scheiden lassen.

Die erste Geliebte. (9)

Roman von Catulle Mendès.

II. Kapitel.

Sie hielt ihn fest; er war in Honorines Gewalt wie ein Vöglein, das zwei mächtige Kinnladen gepackt haben.

Nach jener Nacht des wüsten Taumels, in der er plötzlich die Marter der Wollust zu überstehen hatte, war er wieder erkrankt und hatte zwei Wochen das Bett gehütet, an welchem die alte, schwache, entsetzte Mutter wachte. In seinen Delirien sprach er Worte der Verachtung und der unterwürfigen Anbetung. Eines Abends aber, als Madame Gerbier erschöpft eingeschlafen war, entfloh er und kehrte in den einfachen, in Weiß und Gold dekorirten, mit Palissander-Möbeln eingerichteten Salon zurück; die Zofe führte ihn wortlos ein; Madame d'Arlemont saß vor dem Kamin und las und schien auf ihn zu warten. Sie war mit einem sehr einfachen weißen Schlafrock ohne Spitzen bekleidet und fragte Evelin in theilnehmendem Tone, ob er sich besser befinde, denn sie hatte sich wohl gedacht, daß er krank gewesen sei; er habe vielleicht während ihres Spazierganges in den Champs-Elysées sich erkältet; den Frühlings-Abenden sei nicht zu trauen. Sie zeigte sich ganz und gar nicht überrascht von seiner Wiederkehr; sie schien dieselbe vorausgesehen zu haben; nur meinte sie, er habe sich vielleicht zu sehr beeilt auszugehen; er hätte sich in Geduld fassen und seine völlige Genesung abwarten sollen. Bei Alldem gab es kein zärtliches Wort, nicht einen Blick, der sich zu erinnern schien. Wie am ersten Abend reichte sie ihm auch heute wieder eine Tasse kalten Thee. Er betrachtete sie verblüfft und fragte sich, ob er nicht die Beute eines bösen Traumes gewesen. Wie? diese ruhige, stille Frau, die sich mit der banalen Höflichkeit ausdrückte, wie sie bei solchen Besuchen üblich ist, ist dieselbe, die ihn gefaßt, von ihm Besitz ergriffen, ihm Seele und Athem ausgesogen hatte? Er war — nicht ganz ohne Furcht — darauf gefaßt gewesen, daß offene Arme ihn mit stürmischer Zärtlichkeit empfangen würden; doch allmälig ging er auf diesen Ton höflicher Gleichgiltigkeit ein und nahm die Haltung eines Besuchers an; er blieb ruhig sitzen, mit seinem Hute auf den Knieen. Doch als die Uhr die eilfte Stunde geschlagen hatte, verließ Madame d'Arlemont unter irgend einem Vorwande den Salon und bald darauf rief sie: „Kommen Sie, Herr Gerbier!" — und er trat gehorsam in das dunkle Zimmer.

Und so kam er seit sechszehn Monaten allabendlich um dieselbe Stunde zu ihr.

Liebte er sie?

Was er für sie empfand, hatte nichts gemein mit der Vorstellung, die er sich in seiner jugendlichen Schwärmerei von der Liebe gemacht hatte. Da gab es keine Vereinigung der Seelen; da gab es keinen gemeinsamen Flug nach ewigen Schönheiten, nach himmlischen Träumen. Alles, was er bewunderte, Alles, was er anbetete, war für sie ein Gegenstand der Geringschätzung; sie sprach davon mit dem Achselzucken der Leute, welche die Dinge in ihrer Wirklichkeit kennen und nicht wollen, daß man ihnen etwas vormache. Mit ihrem milden, kühlen Blick löschte sie ihm die Beredtsamkeit auf den Lippen aus und die Begeisterung im Herzen; sie war der Durchschnitts-Verstand, das Konventionelle, das Alltagsleben. Wenn er in edler, offenherziger Aufwallung ihr anbot, seine Hoffnungen, seinen künftigen Ruhm mit ihm zu theilen, dann ließ sie ihn reden und antwortete nichts; oder sie unterbrach ihn mit einem Geräusche des Sessels, oder mit dem Ersuchen, das Fenster zu schließen; oder sie sagte in gütigem Tone: Welch' ein Kind! welch' ein Kind!

Denn, ohne ihre strenge, kleinbürgerliche Zurückhaltung aufzugeben, hatte sie allmälig, nach den ersten Monaten, sich sehr zärtlich, schier mütterlich gegen ihn gezeigt. Sie war unruhig, wenn er hustete, oder an einem kühlen Tage einen allzu leichten Ueberrock angelegt hatte. Oft, wenn er trotz ihres augenscheinlichen Mißbehagens, ihr ein langes Gedicht vordeklamirte, das er soeben vollendet hatte, machte sie ihn aufmerksam, daß es für ihn, den Schwachbrüstigen, nichts tauge, so lange und so laut zu sprechen. In solchen Augenblicken hätte er sie gerne geprügelt, so sehr fühlte er sich in seiner kindischen Eitelkeit davon gekränkt, daß Diejenige ihn nicht bewunderte, deren Begeisterung ihn zu neuem Schaffen aneifern sollte. Doch sie merkte nichts von seiner Enttäuschung und seinem Zorn, oder sie schien nichts davon zu bemerken; während er fieberisch hastig im Salon auf- und abschritt, erzählte sie ihm von ihrem Spaziergang im Tuileriengarten während der Platzmusik, von ihrem Besuche in irgend einem Modeladen, wo sie einen im vorigen Jahre modern gewesenen, aber noch sehr hübschen Stoff sehr wohlfeil erstanden habe. So verflossen ihre Abende bis zu dem Augenblicke, da mit dem Schlag der eilften Sunde Honorine sich erhob und ihn in die fürchterliche, finstere Stube rief.

Es war ein Hexensabbat! Alle Verderbtheiten, alle Schamlosigkeiten, alle Scheußlichkeiten, welche dem sinnlichen Genusse möglich sind, waren in diesem Weibe zu finden, als hätte irgend ein Dämon ihr Unterweisung gegeben. Evelin zitterte und stöhnte in ihren Armen; sie aber kicherte nur leise. Und er faßte eine Art Haß gegen sie; oft wollte er vor ihr fliehen. Aber wohin sollte er fliehen?

Seine Mutter, dieses einfache Herz, dieser schwache Geist, bot ihm keinen Zufluchtsort, wo er Beruhigung hätte finden können. Ihm blieb nichts als die „Kneipe".

Da, inmitten dieses Literaten-Volkes, inmitten der hochklingenden und unfläthigen Reden, empfand er — bei der Erinnerung an die bei Honorine verbrachten Stunden — eine Art Erleichterung, wie Einer, der aus dem Gefängnisse an die freie Luft kommt. In der Freiheit der Anderen fühlte hier auch er sich frei. Wohl hatte die Begeisterung der ersten Tage nachgelassen, sei es, daß ihm selbst sich die Augen geöffnet hatten,

sei es, daß die ernüchternden Ideen der Madame d'Arlemont allmälig Eingang bei ihm gefunden hatten. Er begann diese Berühmtheiten in der Spelunke weniger zu bewundern; allein sie sprachen laut, diese Zigeuner, und warfen im Zauberpalaste des Ideals die Fenster ein. Straparole erzählte mit den Geberden einer Windmühle Liebesabenteuer, die er in irgend einer Gelegenheits-Herberge oder im reifen Getreide erlebt hatte; oder er sang wahnsinnige Lieder. Auch kamen in die Kneipe schöne Mädchen, die nicht spröde waren, wenn man ihnen zur Schlußstunde sagte: „Gehen wir!" Allein, nach kurzen Unterbrechungen, welche Honorine nicht zu bemerken schien, kehrte er immer wieder zu Madame d'Arlemont zurück; er fand sie dann wieder, mit dem einfachen, weißen Schlafrock bekleidet, an der Kaminecke sitzend und lesend. Er hatte die Empfindung, als würde er in einen Kerker ohne Luft und ohne Licht zurückkehren.

Warum kehrte er zurück?

Wegen der schamlosen Nächte?

Jawohl; trotzdem diese Lüste ihn schier brachen, verlangte er nach ihnen. Das Sündenlager Honorines war ihm ein Bedürfniß geworden; er wollte leiden, er wollte in ihren mörderischen Armen ächzen. Und es gab noch einen zweiten Grund, weshalb er sich nicht von ihr entfernte. Er war stolz auf diese Geliebte. Wohl bedauerte er, in seiner künstlerischen Sinnesart, ihre spießbürgerlichen Manieren und Vorurtheile; allein, sie war eine ehrbare Frau und Das schmeichelte ihm. Er konnte nicht an der Vergangenheit zweifeln, welche sie ihm am ersten Abend ihrer Begegnung erzählt hatte, und seither hatten ihre Gespräche diese erste Erzählung nur bestätigt. Sie war in der That wohlhabend, unabhängig, die Tochter eines Beamten, der den Ruf vollkommener Redlichkeit hinterlassen hatte, die Wittwe eines untadelhaften Edelmannes, und hatte vor ihm — vor Evelin — niemals einen Geliebten gehabt. Wenn sie sich ihm so rasch ergeben, so geschah es nur, weil sie sich in einer ihr bisher unbekannten Weise zu ihm hingezogen gefühlt habe. „Und dann, mein Kind, war es meine Pflicht, Sie, der Sie so jung, so unerfahren waren, durch meine Liebe vor den Gefahren des Lebens zu schützen."

Kurz, sie war in seinen Augen frei von jedem Tadel. Nur eine Sache gab es, die ihn beunruhigte. Er fühlte, daß es in Honorine's Hause irgend ein Geheimniß gebe. An manchen Abenden, während sie mit einander plauderten, vernahm er Geräusche vor der Thüre; es wurde geflüstert, Möbel wurden von der Stelle gerückt, es gab Leute im anstoßenden Zimmer. Ohne Zweifel die kleine Renée mit ihrer Tante und ihrer Großmutter. Diese Beiden hatte er noch nie gesehen. Er fand es ganz natürlich, daß Madame d'Arlemont ihn ihrer Mutter und ihrer Schwester noch nicht vorgestellt habe und daß sie ihre Tochter fernhielt, während er da war; er billigte dieses Zartgefühl Honorines; aber er war verwundert darüber, daß er nicht zufällig einmal dem Kinde oder einer der beiden Frauen begegnete; und das Geflüster im anstoßenden Zimmer erregte ihn wie irgend eine geheimnißvolle, vielleicht strafbare Sache, die man ihm verheimlichen wollte. Uebrigens kamen ihm solche Gedanken nur selten. Er hatte zu Madame d'Arlemont volles Vertrauen und empfand Respekt vor ihr.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Gesellschaft.

— Kurz, mein Herr: ich kann nicht d'rauf kommen, wohin Sie kommen wollen!

— Aha, Sie kommen schon d'rauf.

— Geben Sie Acht auf Ihre schöne Tochter: man wird sie Ihnen entführen!

— Oh, ich habe sie schon abgerichtet, wie sie sich dabei zu benehmen habe!

Verantwortlicher Redakteur: **Jean qui rit.** Verlag der Buchhandlung **Gustav Grimm** in Budapest.
Redaktion und Administration: **Budapest, Hatvanergasse 2.**

Druck von F. Buschmann Budapest, Kronprinzgasse 8, Harisch-Bazar.